

Unverkäufliche Leseprobe des List Verlages



Alle Rechte vorbehalten.

Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlages urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© List Verlag

Weitere Infos unter:

<http://www.list-verlag.de>

Kathryn Harrison

DIE GEBUNDENEN
FÜSSE

Roman

Deutsch von
Christine Frick-Gerke und
Sigrid Ruschmeier

List

*Die Originalausgabe erschien im Jahr 2000 unter dem Titel
A visit from the Foot Emancipation Society im
Verlag Random House, New York.*

*Der List Verlag ist ein Unternehmen der
Econ Ullstein List Verlag GmbH & Co. KG., München.*

ISBN 3-471-79432-8

*© der deutschen Ausgabe 2001
Econ Ullstein List GmbH & Co. KG., München
Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany
Lektorat: Marianne Schönbach
Gesetzt aus der Sabon bei Franzis print & media, München
Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck*

Für Jill

Du kommst immer in der gleichen Stadt an.
Hoffe nicht auf anderswo;
für dich gibt's kein Schiff,
keine Straße gibt's.

THE CITY, *von Constantine Cavafy, 1894*

SCHWIMMSTUNDEN

In den Torpfosten, rosa Stuck wie die Villa, war eine glasierte Kachel mit einer blauen Nummer eingelassen, der gleichen wie in der Anzeige. *Bitte sprechen Sie persönlich vor, Avenue des Fleurs, 72.*

Ein heißer Tag, und so hell. Die Sonne blitzte in den Fensterscheiben und ließ auf den frisch gegossenen Pflanzen Funken tanzen. Einer nach dem anderen machten die Bewerber am verriegelten Tor Halt und betrachteten die schmiedeeisernen Schnörkel und den sichtlich großspurigen Anstrich des Gebäudes, das sie durchs Gitter erspähten. Sie überprüften noch einmal die Hausnummer, um sich zu vergewissern, dass sie sich nicht verlaufen hatten und drückten dann zögernd auf den schwarzen, von einer runden blanken Messingplatte umgebenen Klingelknopf.

Als der Hausboy, die streng zurückgekämmten Haare pomadeglänzend, mit einem Schlüsselbund erschien, verneigten sie sich ebenso tief wie er und folgten ihm immer noch mit gesenktem Kopf durch das lautlos aufschwingende Tor – geblendet vom glitzernd weißen Quarzkies, mit dem die Rosenbeete am Weg eingefasst waren.

»Möchten Sie sich nicht setzen?«

May empfing sie im Wintergarten. Hinter ihrem Stuhl sah man durch eine Glastür auf die Terrassenanlage des Gartens draußen; ein Meer üppig bunter Blüten, ein lan-

ger blau gekachelter Swimmingpool, dessen Wasser zitternde Schatten auf die weißen Wände und die Zimmerdecke warf.

Von den elf Männern und Frauen, die sich auf Mays Anzeige gemeldet hatten, starrten vier sie ungeniert an. Die schickte sie auf der Stelle fort.

Doch wen auch immer man sich beim Lesen der Anzeige unter Mrs. Arthur Cohen vorgestellt haben mochte, auf May wäre man sicher niemals gekommen. Schließlich war Cohen ein jüdischer Name! Und sie war ganz eindeutig eine Chinesin. Wer hatte schon 1927 von so einer Ehe gehört – selbst hier, an der Riviera, wo es von Spielern und Gigolos nur so wimmelte; von Yachtbesitzern und Schwindsüchtigen und unendlichen Scharen verarmter Gräfinnen auf Durchreise, die von verpfändeten Diademen lebten? Unter allen Sonnenhungrigen, die in den Sommermonaten Nizza in Besitz nahmen – barbeinige Frauen auf den Boulevards, ungeschminkt, in Tennisröcken, gerade knielang und kein Tupfer Lippenstift, Bubiköpfe, braune, muskulöse Hälse fast wie Hunde –, wirkte May weniger deplatziert als vielmehr wie ein Wesen von einem anderen Stern.

Trotz der Hitze empfing sie ihre elf Kandidaten in traditionellem Gewand: einem Mandarinmantel aus rosa Seide mit einem Kranichmuster bestickt, rote Kordelverschlüsse, dazu passende rosa Hosen und winzige Seidenschuhe, die wie zwei spitze rote Zungen unter dem Saum hervorblitzten.

Ihr üppiges, tiefschwarzes Haar war zu einem Knoten geschlungen. So zurückgekämmt, unterstrich es den schönen Haaransatz und die blasse, papierglatte Stirn. Ihre Augen waren schwarz und schmal, jede Braue ein kunstvoller Pinselstrich; ihre vollen Lippen waren rot geschminkt. Die Nase war fein, die Nasenflügel bebend, zart; gebieterische, reizbare Nasenflügel, wie von einem detail-

verliebten Perfektionisten geformt. Doch wohin man auch blickte, jede Einzelheit – die Nagelhaut, die Handgelenke und Ohrläppchen, die bläulich-weißen, schimmernden Mulden am Halsansatz –, alles an May bewies nur eins: Sie war weit mehr als ein biologischer Glücksfall. Mit fünfzig war ihre Schönheit noch immer ganz außergewöhnlich, ein Affront für jeden rechtschaffenen Menschen. Und auch ihr Französisch, ihr Englisch waren makellos.

Von den sieben übrigen Anwärtern (denen, die sich durch Nichtstarren hervorgetan hatten), reichte ihr der Erste ein Zeugnis aus einem der vielen Sanatorien Nizzas. Vielleicht erklärte das auch seine besorgte Art, seinen vorsichtigen, feuchten Blick, so, als sei May dem Tode nahe. »Ich bedauere sehr«, sagte sie. »Sie sind nicht der Richtige.«

Der Zweite, fand sie, war ein Idiot. »Sie hatten – war es ein Unfall?«, fragte er und sie lächelte, aber nicht freundlich.

Als Drittes kam eine dürre, asketische Schweizerin mit einer schlecht operierten Hasenscharte. Ihr Mantel war sorgfältig geflickt und sie wirkte insgesamt, als brauche sie Arbeit. Allerdings rümpfte sie so missbilligend die Nase, dass May sofort den Hausboy herbeiläutete und sie hinausführen ließ.

Der Vierte konnte seine Begeisterung kaum bändigen und seine Hände wurden ganz klamm, als er Mays fest gewickelten, gewölbten rechten Fuß zu Gesicht bekam: Das verhiess nichts Gutes. May setzte beide Füße nebeneinander, stand auf und wünschte ihm noch einen schönen Nachmittag.

Der Fünfte und Sechste überlegten es sich anders.

Blieb also der Siebte und Letzte. Er war schweigsam; und das sprach für ihn.

»Wann fange ich an?«, war sein längster Satz.

»Heute«, sagte May. »Jetzt.« Der Hausboy gab ihm Ba-

dezeug, Handtuch und Bademantel und zeigte ihm, wo er sich umziehen konnte.

May ging mit ihrem Jadestock langsam die Treppe zu ihren Räumen hinauf, wo sie alles, was sie trug, ablegte, bis auf die weißen Binden und die roten Schuhe – die waren unerlässlich, sonst konnte sie nicht laufen. Sie schlüpfte in ihren neuen schwarzen Badeanzug, zog die Haarnadeln aus ihrem Haar, bürstete es und flocht es zu einem Zopf. Dann stieg sie in ihrem überlangen weißen Bademantel Stufe für Stufe die Treppe hinab. Unterwegs begegnete ihr Alice, ihre Nichte, die atemlos zwei Stufen auf einmal nahm.

»Ich komme zu spät«, erklärte Alice überflüssigerweise. »Bitte!«, sagte sie, als May ihr mit dem Stock den Weg versperrte.

»Wohin?«, fragte May. »Zu wem?«

»Ich treffe ihn im Negresco. Zum Tee, mehr nicht. Bitte, keine Diskussionen.« Alice wollte sich an ihr vorbeischieben, aber May hielt den Stock fest über beide Seiten des Geländers. »Lass mich, sonst glaubt er, dass ich nicht komme!«

»Vergiss nicht!« May wies mit der Stockspitze auf Alices Herz. »Wir sterben alle allein.«

»Bitte! Dafür habe ich jetzt wirklich keine Zeit!« Alice schlug gereizt nach dem Stock. Abrupt zog May ihn fort und ihre Nichte geriet aus dem Gleichgewicht; sie landete zu Füßen ihrer Tante auf der Treppe. May sah zu ihr hinab.

»Da bin ich glücklicher dran als du.«

»Und wieso?« Die Worte klangen bissig; Alice warf May einen finsternen Blick zu und reckte angriffslustig das Kinn; eigentlich aber fand sie es erstaunlich, wie viele Tragödien ihre Tante schon überlebt hatte.

»Weil«, sagte May, »Opium die bessere Droge ist.«

»Wenn du meinst«, sagte Alice und seufzte vernehmlich. Sie stand auf. »Sonst noch Ratschläge?« Ihre Stimme klang sarkastisch.

May zuckte die Achseln. Sie zog ihre vollkommen symmetrischen Augenbrauen hoch und machte mit ihrer weißen Hand eine abwehrende Geste. »Heirate nie«, sagte sie. »Vor allem heirate nie.« Dann ging sie weiter nach unten, und Alice sah ihr nach, wie sie sich durch die Eingangshalle bewegte. Ihr weißer Bademantel schleppte übers Parkett und verbarg ihre kurzen Schritte, machte sie unsichtbar. Durch den Salon und hinaus zum Swimmingpool: Wer konnte ahnen, dass jeder Schritt eine Qual war?

Im Garten, auf einer Liege, die er aus dem Schatten eines Sonnenschirms in die Nachmittagssonne gezogen hatte, wartete der junge Mann – ausgestreckt auf dem gelben Polster, zu seinen Füßen der Bademantel, unbenutzt zusammengefaltet. Beim Geräusch der Terrassentür öffnete er die Augen und erhob sich. Am äußersten Rand des blau gekachelten, schmalen Beckens befand sich ein Hocker, dicht vor den Stufen, die ins Flache führten. May setzte sich darauf. Schweigend sah der junge Mann zu, wie sie den Gürtel ihres Bademantels löste, ihre weißen Arme aus den weißen Ärmeln zog, den Mantel von den Schultern gleiten ließ und sich dann bückte, um ihre Füße auszuwickeln.

Weil May sich so anmutig bewegte, überraschte ihn, wie unbeholfen sie ins Becken stieg. Doch er sagte nichts; machte keine Anstalten zu helfen, als sie sich mit den Armen vom Hocker an den Beckenrand manövrierte und von dort auf die Stufen. Auf der obersten Stufe hielt sie einen Augenblick inne, tauchte bis zur Taille ein und blickte ins Becken hinunter. Durchs Wasser betrachtet sahen ihre Füße nicht kürzer aus als die jeder anderen Frau.

Eine Hand am Beckenrand, drehte sie sich zu ihm um. »Also?«, sagte sie, und er nickte. Er ging zum Sprungbrett, vollführte eitel einen Kopfsprung und tauchte glitzernd und grinsend wieder auf, bewegte sich leicht und mühelos im Wasser wie ein Bootsmann in Shanghai.

SHANGHAI. Welche Stadt hätte der frischen, beneidenswert strahlenden Küste Südfrankreichs ferner sein können als das schmutzige, brodelnde Shanghai mit seinen verdreckten Kanälen? Die andere Seite der Welt, und dennoch so unmittelbar und unerbittlich wie die Unterseite des Bewusstseins: ein ausufernder Fluss. Nicht einzudämmen. May trug alles in sich – den stinkenden, dunstverhangenen Huangpu, wo sich Fähren und Dschunken drängten, manchmal die Leiche eines Opiumsüchtigen oder einer Hure zwischen den Bootsrümpfen trieb. Barken, die mit ihrer Ladung aus Kohlen und Kohlköpfen tief im Wasser lagen; Dampfschiffe an den Piers, wo Kekskartons gegen Teekisten, Weine gegen Seiden getauscht wurden. Postboote, die säckeweise Schriftstücke und Zeitschriften ausspuckten, Eheverbote, Todesanzeigen – manchmal, zwischen Missionsberichten, ein Liebesbrief – und wochenalte Zeitungen aus Europa.

»Tief einatmen. Mund zulassen.«

May zögerte, und er legte seine Hände auf ihre Schultern und drückte sie langsam nach unten, unters Wasser. Sie sah eine Kette silbriger Luftblasen aus ihrer Nase perlen, dann kam sie schnell wieder hoch; ihre Augen brannten, und sie griff nach dem Beckenrand, seiner Schulter – nur nicht untergehen. Nur nicht ertrinken.

»Nicht schlecht«, sagte er. Und wenn sie wieder zu Atem gekommen war, drückte er sie erneut sacht unters Wasser. So ging es eine Stunde lang.

»Sie müssen sich mit dem Kopf unter Wasser wohl fühlen«, sagte er. »Die Luft anhalten können.«

Kein einziges Mal erwähnte er ihre Füße – nicht am ersten Tag und auch später nie –, und deshalb respektierte sie ihn.

Kam sie zum Unterricht zu spät, machte er am Sprungbrettende schon Klimmzüge, zog seinen Oberkörper mit

Leichtigkeit aus dem Wasser. Durch die Bäume warf die Sonne helle Flecken, die wie Scherben auf den Swimmingpool fielen. Wieder und wieder zog er sich hoch, wühlte das Wasser nur so viel auf, dass die Flecken tanzten.

Nach der Atemtechnik kamen die Beinbewegungen. Er gab ihr einen Rettungsring, an dem sie sich festhielt und dabei heftig die Beine grätschte, über die ganze Beckenlänge, hin und zurück. Sie kam nur langsam voran, blieb immer dicht am Rand. Dreimal musste sie anhalten und nach Luft schnappen. Er schwamm neben ihr her, sein großer Körper trieb wie schwerelos voran, drehte sich vom Bauch auf die Seite und auf den Rücken. Zwischen seinen Schneidezähnen war eine Lücke; durch die stieß er beim Rückenschwimmen silbrige Wasserfontänen.

»Wenn Sie sich nicht anstrengen, machen Sie keine Fortschritte.« Er sagte es beiläufig, als sei es ihm gleichgültig. Seine sonnengebleichten Wimpern waren zu nassen Sternspitzen verklebt, und mit seinem gebräunten Gesicht wirkte er freundlich herablassend, wie ein Tierbändiger. Seine Gleichgültigkeit gefiel ihr; sie zog sie jeder anderen Haltung vor. Ihre Erfolge, ihre Fehlschläge: nicht seine, sondern ihre. Es war ihre Sache.

In der nächsten Welt – hatte man May gewarnt – fände sie einen See, unter dessen Oberfläche jene Frauen schwammen, die Kinder geboren hatten. Der See war ein See aus Blut. Monatsblut und Blut von den Geburten. Das Blut fleckiger Binden, die im Fluss gewaschen wurden.

Um die Leiden der Toten zu lindern, wurde die Tempelglocke, groß und laut wie die Feuerwehrglocke, innen mit ihrem Haar ausgefüllt; ein paar Strähnen von jeder der Frauen, mit einem Tropfen Wachs oder einem Strich Reissirup ans kalte Metall geklebt. Bei jedem Klöppelschlag durfte eine Schwimmerin zum Luftholen auftau-

chen. So ähnlich hatte Mays Mutter Chu'en es erklärt, vor vielen Jahren – einem ganzen Leben –, als sie am Haustempel vorbeikamen und May fragte, warum im staubigen Vorhof so viele dunkle Haarsträhnen flatterten.

Angestrengt hatten May und ihre Mutter durch die Vorhänge ihrer Sänfte gestarrt. »Dahin gehe ich nie«, hatte May gesagt und den Kopf geschüttelt. »Nicht zu diesem See.« Ihre Mutter hatte nichts erwidert. »Los! Los!«, trieb sie die Boys an, die ihre Sänfte trugen. Sonst kämen sie zu spät nach Hause; Mays Großmutter würde böse werden.

Mit den Armen war es schwerer als mit den Beinen. Sie versuchte den Rettungsring mit einem Arm zu halten, mit dem anderen zu paddeln; schließlich musste er sie doch stützen. Er stand im flachen Teil des Beckens und hielt sie mit seinen breiten ausgestreckten Händen auf der Wasseroberfläche. Seine Hände an ihren Rippen, sein konzentriertes, junges Gesicht, ihre gesittete, dennoch körperliche Nähe – alles erinnerte sie an die Zeit, als sie so jung wie er und Prostituierte in Shanghai gewesen war.

»Nein. Nein. Sie sind aus dem Takt. Kopf hoch beim Armheben. Wenn er oben ist, atmen.«

War Alice zu Hause, sah sie den Schwimmstunden der Tante vom Balkon ihres Schlafzimmers aus zu; wie eine Wächterin saß sie vor der weißen Gardine.

May tat nichts ohne Grund. Nur zum Spaß würde sie nie Schwimmen lernen. Sicher auch nicht um der Bewegung willen; niemals, nur weil ein Arzt es ihr riet. Weshalb also ... Warum?

Kraulen, Rücken, Brust, Seitenschwimmen: Alice verfolgte Mays Schwimmbewegungen, ihre Armarbeit, den Beinschlag, ihre Fortschritte. Sie saß da und sah zu; hielt die Arme verschränkt, den dunklen Kopf fragend geneigt.

DIE UHR DES ZAREN

Alice Benjamin war von May nur ein einziges Mal getrennt gewesen, und zwar 1913. Da war sie zwölf und dabei erwischt worden, wie sie klebrige Opiumkugeln formte, die May anschließend in ihrer langen Pfeife aus Elfenbein und Silber rauchte. Ein Dutzend oder mehr hatte Alice schon gerollt, groß wie Murmeln; hatte sie zwischen Parfums und Cremes auf dem Toilettentisch aufgereiht, als ihre Mutter hereinkam. War dies der Augenblick gewesen, in dem sich alles änderte?

Bis dahin hatte die ganze Familie zusammen in dem großen Haus an der Bubbling Well Road gewohnt: Tante May und Alice und deren Schwester Cecily; der Vater der Mädchen, Dick Benjamin, und ihre Mutter Dolly; dazu der Bruder der Mutter, Onkel Arthur. Der hatte sich in eine chinesische Prostituierte verliebt und obendrein den schlechten Geschmack oder das mangelnde Urteil besessen oder was auch immer einen ansonsten intelligenten weißen Mann dazu verleiten mochte, eine Eingeborene – eine Hure! – zu heiraten, selbst wenn sie so schön und kultiviert war wie May.

»Also das«, sagte Dolly und betrachtete die dunklen Opiumränder unter Alices Fingernägeln, »ist nun wirklich der Gipfel.«

»Aber es ist doch nichts passiert«, sagte May. »Du weißt,

dass ich Alice liebe wie mein eigen Fleisch und Blut. Nie würde ich in ihrer Gegenwart rauchen.« Doch Dolly ließ sich durch Mays Beteuerung nicht beschwichtigen. Da auch in Familien die Sympathien unterschiedlich verteilt sind, mochte Dolly Cecily lieber und Alice lieber May; dennoch machte sich Dolly seit langem Gedanken darüber, welchen Einfluss ihre Schwägerin auf ihre jüngste Tochter hatte.

»Alice macht ihr doch immer die Pfeife fertig«, sagte Cecily vorlaut. »Schon seit Jahren.«

»Das macht sie mit Sicherheit nicht!«, protestierte die Gouvernante der Mädchen.

»Doch!«, sagte Alice, die keine Gelegenheit ausließ, der allwissenden Miss Waters über den Mund zu fahren – Miss Waters mit ihrem ach so empfindlichen Porzellangesicht. Die Gouvernante hegte und pflegte ihre vornehme Blässe, eitel wie eine Debütantin, und schluckte für die Erhaltung ihres feinen Teints sogar Arsentabletten.

Doch Abelards Teinttabletten waren eine Sache und Opium eine ganz andere. Alice und Cecily wurden auf der Stelle aus der Mädchenschule genommen und in einem Londoner Internat angemeldet, so weit weg wie möglich. »Siebentausendachthundertvierzig und ein paar Meilen«, errechnete Onkel Arthur, zu dessen Lieblingsbeschäftigungen die Geografie zählte.

»Und außerdem höchste Zeit«, sagte ihr Vater und machte seine üblichen Bemerkungen über Shanghais Klima, Malaria, Seuchen und die üblen Dünste aus dem Huangpu.

Nach London fuhren die Schwestern samt Mutter, Gouvernante und Amah per Bahn. Zuerst nach Harbin in den staubigen schwarzen Wagen der Ostchinesischen Eisenbahn; und dann westwärts den ganzen Weg bis nach Moskau mit der schönen blauen großen Transsibirischen Eisen-

bahn; dann mit dem Nordexpress weiter nach Paris, von Paris nach Calais und von dort weiter über den Ärmelkanal. Eine lange, lange Reise, während der Alices Mutter allerdings zu der Überzeugung kam, dass es bereits viel zu spät war. Alice hätte schon Jahre zuvor von ihrer Tante getrennt werden müssen. Denn als Alice Benjamin endlich in London an Miss Robesons Akademie für junge Damen eintraf, war sie im Handumdrehen eine Berühmtheit. Berühmt-berüchtigt: Man starrte sie an und flüsterte hinter vorgehaltener Hand. Sie war das Mädchen, das mit einem fremden Mann den Zug verlassen hatte. Und zwar freiwillig!

Jawohl, Alice war auf einem Bahnhof in Sibirien aus dem Zug ausgestiegen, in einer unbekanntem Stadt, Hand in Hand mit einem unbekanntem Herrn, einem Hauptmann der Armee. Sie war erst zwölf, doch alt genug, um zu wissen, dass man nicht einfach so mit Fremden mitgeht. Natürlich war die Polizei gekommen, ein *gorodowoi* mit blank gewischtem Stiefeln. Drei Tage musste die Familie ihre Reise in Kuibyschew unterbrechen, einem Ort, der keiner war, von dem noch nie ein Mensch gehört hatte. Aber Alice verweigerte jede Aussage. Sie beantwortete Fragen über die Transsibirische Eisenbahn. Ja, es war ausgesprochen komfortabel, vielleicht ein bisschen stickig. Die Fenster ließen sich nicht öffnen.

Damit die fünf Reisenden sich nicht eingesperrt fühlten – besonders die Mutter litt leicht an klaustrophobischen Anfällen –, hatte Alices Vater drei Abteile reservieren lassen, nach Ansicht des Reisebüros Platz genug für zwölf Personen.

Natürlich begleitete May die Verwandtschaft an den Bahnhof; Alice weinte wegen der bevorstehenden Trennung von ihrer Tante während der gesamten Fahrt durch die North Honan Road. Bis, wie zu erwarten, die über-

wältigende Schar der Bahnhofsbettler und Händler, der Aussätzigen und Diebe, der Opiumsüchtigen, die betäubt am Boden lagen, sie etwas ablenkte.

»Der ganze verdammte *danse macabre*«, sagte ihr Vater, zog sein Taschentuch aus der Hosentasche und rieb sich die Handflächen ab. Er war gereizt, wie immer an Tagen, an denen er das Börsengeschäft, sein Vermögen – die Zukunft! –, wenn auch nur kurzzeitig seinen Partnern überlassen musste.

May küsste Alice und sagte: »Jetzt musst du aber mit dem Weinen aufhören, also wirklich, Schätzchen« – und Alice gehorchte. Denn, wie die Mutter befürchtete, folgte Alice ihrer Tante aufs Wort; ihr zuliebe tat sie alles.

Weil es mit dem Brougham eine Panne gegeben hatte (eine gebrochene Achse, gerade als man die Auffahrt verließ), war die Familie in einem Konvoi von Rikschas zum Bahnhof gefahren. Nun stiegen sie aus: Zuerst Alice und May, dann Alices Eltern, danach Cecily und Miss Waters, und zu guter Letzt verließ die Amah ihren engen Platz zwischen zwei bedrohlich schwankenden Gepäcktürmen.

»Die Speisewagenkellner«, sagte Miss Waters zum sovielten Mal, »sollen Englisch, Deutsch, Französisch und Russisch sprechen. Und die Zugtoiletten sind marmorkachelte.« Sie besaß eine Broschüre der Schlafwagengesellschaft, und wenn sie nicht gerade Migräne hatte, widmete sie sich hingebungsvoll der Lektüre des darin angepriesenen Komforts. »Ein Salon mit Chaiselongues, Sesseln und Schreibtischen. Private Waschräume und Porzellanbadewannen. Heißes Wasser und täglich frische Bettwäsche.«

»Seit Fertigstellung der Baikal-Magistrale 1904«, verkündete sie, »durchquert die Bahn Sibirien in acht Tagen.«

»Das haben Sie schon mal vorgelesen«, sagte Cecily, die auf einem Koffer saß und zusah, wie ihr Vater auf der

Suche nach einem Gepäckträger in der Menge verschwand.

»Wir haben unser eigenes Essen«, sagte ihre Mutter.

»Ja«, sagte die Gouvernante.

»Dann brauchen wir keine viersprachigen Speisewagenkellner.«

»Nein«, gab Miss Waters zu.

Sie hatten wahrhaft reichlich zu essen: drei Weidentruhen voll. Fünfzig Flaschen Eau Vichy, zwanzig Packungen Lu-Kekse, Gläser mit Pfirsichen und Birnen, Äpfeln und Aprikosen, eingeweckt von Dah Su und seinen Küchen-Boys. Packungen Tee und Kakao, importierte Orangen, einzeln in rosa Seidenpapier mit Wabenmuster verpackt, sechzehn Büchsen portugiesische Sardinen, vier Gläser Zitronenaufstrich, vier Tuben Anchovispaste (die wie braune Zahnpasta aussah), zwei Dutzend Eier (von den eigenen Hühnern, hart gekocht in der eigenen Küche), fünf Pfund Likörpralinen (ein Geschenk von May, der alles Praktische ein Gräuel war), eine Flasche Angoustin Bitter, acht Büchsen Fleisch, zwölf Büchsen Schweizer Kondensmilch, Bärenmarke, und zwei Holländerkäselaiibe mit schwarzer Wachsrinde – alles erst zu beträchtlichem Preis importiert und nun wieder auf dem Weg zurück nach Europa. Wer wäre auch so verrückt und kaufte Waren aus China?

Außer den Esswaren hatten sie Handtücher und Bettwäsche dabei, eine Gummimatte für die Zugbadewanne, Bücher, Briefpapier, Schreibzeug, Tinte, Spielkarten und Kästen voller Bilder für das Stereoskop, Handarbeiten, Spielzeug und natürlich Kleider und Toilettenutensilien, alles in drei lederbezogenen, messingbeschlagenen Truhen, einer Reihe passender Koffer und einer Hutschachtel obendrein.

Zwei größere, dunkelblaue Schrankkoffer, gefüllt mit allem Notwendigen für die Schulzeit der Geschwister, wur-

den für einundzwanzig Rubel und vierzig Kopeken Zuschlag im Gepäckwagen verstaut. In der Ostchinesischen Eisenbahn musste das Gepäck nicht vorgezeigt werden; aber in Harbin und später bei unzähligen weiteren Aufenthalten auf der Reise gen Westen würde jedes einzelne Gepäckstück von russischen Trägern (die ohne üppiges Trinkgeld gern alles fallen ließen) aus dem Zug geholt, geöffnet und auf dem Bahnsteig kontrolliert werden.

Wie immer, wenn der Vater dabei war, kam die Familie zu früh am Bahnhof an. Es war noch reichlich Zeit. Also las Dick im überfüllten Wartesaal Erster Klasse die *North China Daily News*, während Dolly Runde um Runde um die Weidentruhen drehte und in Gedanken deren Inhalt durchging: Lebensmittelportionen, alles mal fünf, geteilt durch fünf, wieder addiert und vorsorglich verdoppelt, für den Fall möglicher Katastrophen oder Verspätungen. Die Reisegruppe hatte Proviant für mehrere Wochen, brauchte keinen Speisewagen; obwohl die Schlafwagengesellschaft annonciert hatte, dass dieser es mit den besten Restaurants Europas aufnehmen könnte.

Dolly Benjamin war überzeugt, dass Tragödien aller Art sie erwarteten – ob Cholera, Typhus oder Gelbsucht – und nur auf eine Nachlässigkeit ihrerseits lauerten. Krankheitskeime in Gestalt höchst verdächtiger Eiscreme-Portionen oder unverpackter Süßigkeiten, die sich in den Körpern ihrer Lieben einnisten würden. Wer wusste schon, was in einer Eisenbahnküche vor sich ging – von den Küchen der besten Restaurants Europas ganz zu schweigen?

Aber der *Grand Express* war wirklich wie ein Grandhotel, besonders nach zwei Tagen in einem schmutzigen chinesischen Zug. Seine Abteile besaßen tatsächlich alle verheißenen Annehmlichkeiten: mit dunkelblauem Brokat gepolsterte Sitze, Wände mit geprägter Ledertapete. Ein

großer Spiegel hing, ein wenig gekippt, über dem Diwan, und Cecily stellte sich auf das Polster und betrachtete sich. Sie strich sich mit dem feuchten Finger über die Augenbrauen, leckte ihre Fingerspitze und glättete die feinen dunklen Härchen mit Spucke. Die großen Fenster hatten wegen der Kälte Doppelscheiben, an deren oberem Rand eine Bordüre aus Girlanden und Vasen ins Glas geätzt war. Im Schreibtisch lag ein Vorrat an Papier und Kuverts, alle mit dem Aufdruck *Compagnie Internationale des Wagon-lits*, wie in einem Hotel. An der Wand hing ein Foto des Eisbrechers *Baikal* – aus seinen drei Schornsteinen quoll Rauch. Das Schiff schob sich über den zugefrorenen See und schnitt eine dunkle Fahrrinne in die Eisdecke. Große weiße Eisblöcke trieben im schwarzen Kielwasser. Links auf dem festen Eis standen riesige Schlitten, jeder mit drei vorgespannten Rentieren; und dazwischen ein paar Männer, alle pelzvermummt.

Alice betrachtete das Foto und lutschte dabei gedankenverloren am Ende ihres braunen Zopfs. Der Zopf war so dick wie der Arm ihrer Mutter und lang genug, um darauf zu sitzen. Sie war kein hübsches Kind, zumindest nicht im Vergleich zu ihrer älteren Schwester mit ihrem heiteren Blick, den rosigen Wangen und ihren weichen Locken. Alice war dunkel und wild, ihre Lippen waren zu voll, zu gierig für ein kleines Mädchen.

Sie ging mit der Nase bis dicht ans Glas und besah sich das Bild aus nächster Nähe. Die Männer mit den Pelzmützen hatten Lippen- und Kinnbärte wie ihr Vater. Das Bild war von 1900, und in jedem ihrer Abteile hing ein Exemplar davon. Die Abteile lagen hintereinander in einem langen blauen Waggon, an dessen Seite in Weiß die Nummer 578 aufgemalt war. Miss Waters und die Amah teilten sich das erste Abteil; danach kamen Alice und Cecily, zuletzt ihre Mutter. Die hatte ein ganzes Abteil für sich,

weil sie immer fürchtete, bei zu großer Enge schlecht zu schlafen; bei Kopf- und Magenschmerzen zog sie gern die Vorhänge zu, ließ die Schlafkoje heruntergeklappt und, wie manchmal zu Hause, die Tür abgeschlossen.

Zuerst kam der Beamte, der die Pässe kontrollierte; ihm folgte ein weiterer Mann in langem schwarzen, gegürtetem Hemd und weiten Hosen, deren Beine in blanken schwarzen Stiefeln steckten. Er klopfte an jede Abteiltür und stellte sich als der *prowodnik* vor, der Schaffner, der um neun die Bettwäsche bringen und ihre Betten machen würde.

»Wie spät ist es jetzt, bitte?«, fragte Cecily.

Der Mann zog seinen Hut. »Halb eins«, sagte er in gutem Englisch.

»Aber wie kann das sein?«, erwiderte Cecily. »Wir haben doch schon Mittag gegessen und Tee getrunken.«

»Ja«, sagte Alice. »Es muss bald Abendessen geben.«

Der *prowodnik* zog eine Ledermappe unterm Arm hervor und kramte nach einer Tabelle russischer Ortszeiten. Ein Exemplar überreichte er ihrer Mutter, ein anderes erhielt die Gouvernante. Die klein geratene Amah übergab er; anscheinend zählte er sie zu den Kindern und hielt es für überflüssig – wie ein Kellner, der nicht genügend Menükarten zur Verfügung hat –, ihr ein solches Dokument auszuhändigen. Während die Frauen die in Französisch und Russisch verfasste Tabelle studierten, erklärte er ihnen, dass die jeweiligen Ortszeiten für die Reise keinerlei Bedeutung besäßen, denn zwischen Harbin und Moskau gelte im Zug ausschließlich Petersburger Zeit. Ankunft und Abfahrt richteten sich allein nach der Uhr des Zaren. Er hielt inne und schnappte hörbar nach Luft, dann überreichte er ihnen eine weitere lange, mehrfach gefaltete Liste: den Fahrplan aller Stationen, an denen der Zug halten würde. Zu guter Letzt ließ er sie noch wissen, dass das Verlassen des Zugs nur nach Verschließen der Abteile

geschehen dürfe – und niemals ohne Pass. Das Weiterfahren des Zuges werde durch ein dreimaliges Läuten angezeigt: eine Viertelstunde vor Abfahrt, dann fünf Minuten vorher, und ein letztes Mal kurz bevor der Zug sich in Bewegung setzte. In Irkutsk würden die Waggons gewechselt, weil die Spurbreite der Kaiserlich Russischen Eisenbahn gen Westen schmäler als gen Osten sei.

»Und der Speisewagen?« Miss Waters' Stimme stieg vor lauter Hoffnung eine ganze Oktave, obwohl Mrs. Benjamin geschworen hatte, einen großen Bogen um ihn zu machen.

»Geöffnet von morgens sieben, Petersburger Zeit, bis neun Uhr abends.«

»Aber«, sagte die Gouvernante, die gerade im Zeitplan festgestellt hatte, dass es in Harbin sechs Stunden und fünf- undzwanzig Minuten früher als in St. Petersburg war, »heißt das nicht, dass es ... mitten ... also, um die Mittagszeit ... Frühstück gibt?

Der *prowodnik* sah sie scharf an: »Von sieben, Petersburger Zeit, bis neun.«

»Ja«, sagte die Gouvernante und wechselte schnell zu ihrem anderen Lieblingsthema. »Die Badewanne ist –«

»Aus Porzellan. Im Waschraum am Ende des Waggons.«

Das war das Stichwort für die Amah, die nun ein angewidertes Gesicht zog. »Kein Waschen Bahn Wanne! Nicht sauber sein! Dreckig sein! Dreckig!« Mit Händen und Füßen redete sie auf die Gouvernante ein: »Dumme Dumme! Viel Geschrei um Porzellan! Wer weiß, wer vorher in Wanne? Porzellan nicht wichtig.«

Der *prowodnik* warf der alten Chinesin in ihrem blauen Anzug mit den flachen schwarzen Schuhen einen vernichtenden Blick zu und wandte sich wieder an die Gouvernante. Sie, hatte er entschieden, wusste als Einzige der ganzen Reisegesellschaft die Wunder dieses Zuges zu wür-

digen, der sie alle mit Sack und Pack Tausende von Meilen nach Europa bringen würde; westwärts zu Zar und Zivilisation. Nichts wie fort von den vorsintflutlichen Chinesen. Diese Person hier vor seiner Nase stammte doch direkt von den Wilden ab, die ihren Stuhlgang in den Reisfeldern erledigten und sich die Achseln mit Urin wuschen. Was wusste so eine – das Wort Person war hier eigentlich fehl am Platz – schon über Hygiene?

Er verbeugte sich leicht, so leicht, dass man seine Bewegung für ein Schaudern halten konnte – als sei ihm plötzlich die Kälte im Gang bewusst geworden – und entschuldigte sich. Er habe zu tun.

Erst als sich der Zug nach dem dritten, letzten Läuten langsam aus dem Backsteinbahnhof hinausbewegte, merkten sie, dass sich in ihrem Waggon ein weiterer Mitreisender befand, ein russischer Offizier in weißem Hemd und blauer Hose. Zweimal schritt er den Gang auf und ab und strich dabei mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand in einer schwungvollen, hastigen Bewegung über seinen Schnurrbart. Dann machte er vor dem Abteil Halt, in dem Alice und Cecily, Mutter und Gouvernante immer noch über den Zeitplan gebeugt saßen, und klopfte an. Miss Waters drückte auf das Ende ihres Druckbleistifts, bis die Bleimine verschwand, und faltete ihre Berechnungen zusammen; die Mutter stand auf und öffnete die Tür.

»Hauptmann Litowsky«, stellte sich der Offizier vor und verbeugte sich tief. Dabei zog er seine weiß-schwarze Uniformmütze und rückte sie, kaum dass er wieder gerade stand, gleich zurecht. »Ingenieur der Kaiserlichen Garde.«

»Mrs. Benjamin«, sagte die Mutter. »Und meine Töchter, Cecily und Alice. Ihre Gouvernante, Miss Waters.«

Die Erwachsenen tauschten Höflichkeiten aus; die Mädchen starrten den Offizier an und übersahen geflissentlich Miss Waters missbilligenden Blick. Er hatte die faszinie-

rende Angewohnheit, zuerst an seine Mütze zu greifen, dann an seinen Schurrbart, seinen Kragen, seine Taschen und schließlich an eine womöglich in Gürtelhöhe verborgene Pistole – oder ein verborgenes Schwert.

»Wieso sprechen Sie englisch?«, fragte Alice dazwischen.

»Alice!«, rief die Mutter.

»Schon gut«, sagte der Hauptmann und starrte Alice geradezu erschrocken ins Gesicht, als sähe er einen Geist.

»Ich ... ich ... ich habe auch Kinder«, stotterte er.

»Darf ich Sie etwas fragen?«, sagte die Mutter. »Ist es normal, dass im Zug dieser merkwürdige Zeitplan gilt? Der, hm, *pow – prowodnik* meint, man richte sich mit den Mahlzeiten ausschließlich nach der Petersburger Zeit, auch hier in Ostsibirien, und ...«

»Abends gibt's Mittagessen!«, rief Miss Waters.

»Wie bitte?«, fragte der Hauptmann.

Die Gouvernante überreichte ihm die Tabellen sowie die Berechnungen, die sie auf dem Briefpapier der Schlafwagengesellschaft angestellt hatte. »Sehen Sie selbst«, sagte sie.

Er hielt die Zahlenreihen unter den Fransenschirm der Leselampe und beugte sich tief darüber, um besser zu sehen.

»Wegen der Mahlzeiten spielt es eigentlich keine Rolle, wir essen ohnehin nicht im Speisewagen, aber wenn die Betten erst im Morgengrauen –«

»Aber warum gehen Sie denn nicht in den Speisewagen?«, unterbrach er Miss Waters, verstummte aber sofort und blickte gedankenverloren aus dem Fenster.

»Hauptmann?«, räusperte sich die Mutter nach einer Minute. »Sir?« Denn er stand wie angewurzelt da, steif und kerzengerade selbst für einen Offizier. Die Tabellen und Miss Waters Zettel waren ihm aus der Hand geglitten, und schon griff er sich wieder mit eigentümlicher Automatik an Mützenrand, Schnurrbart und so fort. Mit unbewegter Miene und starren, aufgerissenen Augen, wie angenagelt.

Alice jedoch erkannte in seinem Blick einen ungeheuren Abgrund, als fiel er durch Raum und Zeit. Und da plötzlich fiel er tatsächlich, direkt auf den Fußboden.

Einen Augenblick rührte sich niemand. Keine der Frauen machte Anstalten, ihm zu helfen. Er lag auf dem Rücken, seine Füße ragten aus der Abteiltür auf den Gang, und er redete in drei Sprachen durcheinander; russische Wortfetzen mischten sich mit französischen und englischen. »*Nitschewo*«, murmelte er. »*Nitschewo*.« Das würde er später noch öfter sagen und es ihnen übersetzen: »*Macht nichts*.«

Tränen quollen aus seinen geschlossenen Augen, Speichel rann ihm aus den Mundwinkeln. Er sagte auch einen Namen, mehrmals. *Olga! Olga!* Laut, als rief er eine Frau in weiter Ferne, als befürchtete er, sie könne ihn womöglich nicht hören. Und dann war er still; sein Körper entspannte sich, als sei er eingeschlafen.

»Er hat einen Anfall«, vermutete Miss Waters.

»Gehen Sie«, befahl die Mutter. »Nein, Sie bleiben und ich gehe mit den Mädchen zum ... zum Schaffner oder wie er heißt.«

Aber als sie mit dem *prowodnik* zurückkehrten, stand die Gouvernante im Gang, und der Hauptmann befand sich im Abteil, hatte die Tür verriegelt und die Gardinen zugezogen.

»Was ist los?«, fragte die Mutter. Der *prowodnik* rüttelte am Türgriff.

»Abgeschlossen«, sagte er. »Sir«, rief er. »*Zdrastwujti!* Hallo! Hauptmann, ich muss Sie bitten, unverzüglich aufzuschließen. Dies ist nicht Ihr Abteil!«

»Vielleicht ist er tot«, sagte Cecily.

»Nein, ich höre da was«, sagte die Mutter. »Warum, um Himmels willen, haben Sie ihn allein gelassen, Miss Waters?«

»Ich weiß nicht«, sagte die Gouvernante. »Ich meine ... hier«, fügte sie hinzu. »Ich habe Ihre Handtasche und die Pässe geholt.«

Die Amah schnaubte verächtlich.

»Hauptmann!«, rief der *prowodnik*. »*Pazhalsta!* Bitte! Ich bestehe darauf, dass Sie umgehend die Tür öffnen.«

Da schloss er auf. »Zu Befehl!« Er verbeugte sich; verzog misstrauisch, fast beleidigt das Gesicht. Große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn; er zog seine Mütze ab und wischte sich mit einem überdimensionalen, rosaseidenen Taschentuch übers Gesicht.

»Sir!«, sagte der *prowodnik*. »Was fällt Ihnen ... Alles in Ordnung?«

»Wieso nicht? Ich ... ich schreibe gerade einen Bericht.«

»Er ist verrückt«, sagte die Gouvernante. »Er ist von Sinnen.«

»Dies ist nicht Ihr Abteil«, sagte der *prowodnik*.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine«, sagte der *prowodnik*, »dass dieses Abteil, Nummer Hundertsechzehn, Mrs. Benjamin gehört, und dass Ihr Abteil drei Türen weiter liegt, Nummer Hundertneunzehn.«

»Eins, eins, neun«, fügte er hinzu, als der Mann nicht reagierte. Stumm starrte Hauptmann Litowsky in die Runde. Er drehte sein hübsches Taschentuch zu einer rosa Kordel und zog es nervös um seine Fingerknöchel.

»Sehen Sie doch«, sagte Alice. »Das da auf dem Sitz ist meine Puppe, und auf dem Schreibtisch liegen Cecily's Karten.«

Der Hauptmann wandte sich um und betrachtete die Puppe. Er griff sich an Mütze, Schnurrbart, Kragen, Taschen, an die imaginäre Waffe in Gürtelhöhe. »Ja«, sagte er schließlich. »Verzeihen Sie mir. Mir ist nicht wohl, seit ... Ich habe mich vergessen. Ich fahre nach Sergiewsk zur

Kur. Zu den Quellen von Kuibyschew; auf Anraten meines Arztes. Zum fünfzehnten des Monats habe ich mich eingemietet.« Er tastete sein Uniformhemd ab, als suche er nach einer Bestätigung seiner Aussage, und überreichte dann dem Schaffner eine abgewetzte Brieftasche mit zwei zerknitterten Banknoten, einem Umschlag mit geöffnetem Wachssiegel und seinen *propiska*.

»Das ist Ihr Pass. Ich brauche Ihre Fahrkarte.« Der *pro-wodnik* klang gereizt. »Wenn Sie Ihre Fahrkarte dabei haben, zeige ich Ihnen, dass Nummer hundertneunzehn –«

»Ja, ja. Jetzt weiß ich es wieder.« Litowsky verneigte sich vor Mrs. Benjamin und ihren Töchtern. »Verzeihen Sie«, sagte er. »Ich ... ich ... ich bin ... ich bin ehren ... ich bin entlassen. Ich reise nach Hause und unterwegs mache ich eine Kur.«

»Natürlich«, erwiderte die Mutter. »Bitte, reden wir nicht mehr davon. Hauptsache, es geht Ihnen besser.«

»Ja, es ... ich ...«

»Soll ich Sie in Ihr Abteil bringen?«, fragte der *pro-wodnik*.

Wie ein geprügelter Hund folgte der Hauptmann dem Schaffner den Gang entlang; schlingerte im Rhythmus des Zuges hin und her.

»Was ist mit ihm?«, fragte Alice.

»Ein Anfall. Vielleicht ...«

»Vielleicht ist er Trinker«, sagte die Gouvernante.

»Er ist Ingenieur, ein Offizier der russischen Armee!«, sagte Alices Mutter.

»Das heißt nicht, dass er nicht trinkt. Womöglich gehört Trinken dazu.« Miss Waters konnte sich ein kleines boshaftes Lächeln nicht verkneifen.

»Was meinst du, wer Olga ist?«, fragte Cecily.

Miss Waters zählte die Umschläge in der Schreibtischschublade. »Seine Frau vermutlich.«

DER FUSSBINDESTUHL

Einmal im Jahr, im September, entzündeten sich Mays Füße. Die Jahreszeit war feucht, auch im Jahr 1913, als Mays Nichten ins Internat fuhren. Das Haus roch nach Moder; die Tapetenränder wellten sich auf dem feuchten Verputz. Die Außenblätter der Zigarren, die Alices Vater rauchte, entrollten sich, und zum Vorschein kam klebriger, duftender kubanischer Tabak. Die Bettwäsche war klamm, und die schneeweißen Leinenbinden um Mays Füße waren schweißgetränkt. May schlief schwer, den dunklen traumschweren Opiumschlaf, in dem die Bandagen um ihre Füße immer enger und enger wurden. Vielleicht waren ihre Träume deshalb so klaustrophobisch. In einem, der immer wiederkehrte, hatte sie sich auf dem Vogelmarkt in Shanghai verlaufen. Während sie einen Ausweg aus dem Labyrinth der Stände suchte, wurde sie immer kleiner und kleiner, bis einer der Händler sie für einen entflohenen Vogel hielt und einfing; ihr die Füße mit Zwirn zusammenband und sie für drei Silbermünzen verkaufte. Erschrocken wachte sie auf, gerade als der Käufer den Zwirn durch Haare aus seinem langen Schnurrbart ersetzen wollte.

Lange zu schlafen bekam ihr nicht; es brachte nur Albträume. Aber das Haus war so still, so trist, trostlos und trübsinnig ohne die Schwestern – besonders ohne Alice. May vermisste Alice, die sie oft wecken kam; das plötzli-

che Knarren, wenn sie sich auf die Bettkante setzte, und die Freimütigkeit, mit der sie die Füße ihrer Tante an den Zehen griff und schüttelte.

Ein eingebundener Fuß ist nicht im Wachstum gestört, wie Alices Onkel Arthur annahm, bevor er die Füße seiner Frau sah. Ein eingebundener Fuß ist ein gebrochener Fuß: in der Mitte gefaltet, die Zehen nach unten zur Ferse gezwängt.

Ein Bewunderer, der Fang Hsuns Buch »Die Klassifikationen aller Eigenschaften duftender Lotusblüten« konsultierte, würde Mays Füße als drall, weich und fein im klassischen Stil des harmonischen Bogens bezeichnen. Sie waren perfekt, erfüllten sämtliche neun Kriterien; und deshalb pflegte May sie so respektvoll wie ein teuer erworbenes Gut.

May war fünf, als ihre Großmutter sich ihrer Füße, und damit ihrer Zukunft, annahm. Damals hieß May noch Chao-ting. Eigentlich gehörte es damals zu den Mutterpflichten, der Tochter die Füße einzubinden. Doch Mays Mutter, Chu'en, besaß ein viel zu weiches Herz; außerdem erinnerte sie sich nur allzu gut, welche Schmerzen sie selbst gelitten hatte, als ihre Kinderfüße eingebunden worden waren. Zwar zog Chu'en einen Astrologen zu Rate, um den Termin für einen guten Anfang zu bestimmen. Doch dann ließ sie erst einen, bald einen zweiten verstreichen, ohne May zum Fußbindestuhl, dem Familienerbstück, zu führen. Ihr Zögern hatte natürlich Streit mit Chu'ens Schwiegermutter, Yu-ying, zur Folge. Und deshalb ging Yu-ying immer gleich morgens, wenn die Ehemänner das Haus verlassen hatten, zu Chu'en und redete auf sie ein.

»Liebst du deine Tochter?«, fragte Yu-ying, »oder liebst du ihre Füße?«

Chu'en weinte; sie schlug die Hände vors Gesicht. »Ich kann es einfach nicht tun. Noch nicht. Lass uns noch ein

Jahr warten. Chao-tsing ist noch so klein. Ihre Füße werden in einem Jahr kaum gewachsen sein.«

»Du hast die Wahl«, sagte Yu-ying. »Entweder wird Chao-tsing eines Tages die Braut eines wohlhabenden Kaufmanns, oder sie bekommt Füße wie eine Barbarin und findet überhaupt keinen Ehemann!«

Chu'en schüttelte den Kopf. Sie weinte, sie bat um Zeit, sie machte Versprechungen, die sie gar nicht würde halten können.

Schließlich, am Morgen des neunzehnten Tages des zweiten Monats, am Geburtstag der Göttin Kuanyin, kam Yu-ying wieder zu ihrer Schwiegertochter. Chu'en spielte gerade mit May und hatte im Bett ein richtiges kleines Dorf aus Mah-Jongg-Steinen gebaut. Yu-ying streckte ihre Hand aus. »Komm zur Großmutter«, sagte sie. Chu'en nickte und verbeugte sich tief, zum Dank, dass die Schwiegermutter sie von einer ehrenvollen, aber bleiernen Pflicht befreit hatte.

Immerhin durfte Chu'en eine Schüssel mit Tonbrei anrühren, in die May sich hineinstellte und für die Mutter einen Abdruck hinterließ, ein Andenken an ihre Füße und an ihre Kindheit. Bald darauf brachte Yu-ying May in ihr Schlafzimmer und setzte sie auf den roten Stuhl mit den allegorischen Figuren – Gehorsam, Wohlstand und langes Leben. Sie zog Mays Schuhe aus und warf sie ins Feuer; und als sie zu Asche verbrannt waren, brachte sie eine Schüssel mit aufgebrühtem Jasmin und tauchte Mays Füße hinein. Das Wasser reichte ihr gerade bis zu den Knöcheln. »Magst du den Geruch?«, fragte Yu-ying die Enkelin.

»Ja.« Das Wasser machte May schläfrig und sie döste. Als sie die Augen wieder öffnete, hielt die Großmutter ein Paar winziger roter Seidenpantoffeln in der Hand, mit aufgestickten Schmetterlingen an den Schuhspitzen.

»Gefallen sie dir?«, fragte Yu-ying.

»Oh, ja!« May griff nach ihnen. Es waren die schönsten Schuhe, die sie je gesehen hatte, aber sie waren mehrere Größen zu klein für sie. Mays Füße waren mittlerweile schon drei Zentimeter länger als die ihrer Großmutter.

»Die Schuhe gehören dir«, erklärte die Großmutter, »ich helfe dir, dass sie passen.«

Yu-ying kniete sich vor May nieder. Neben ihr stand ein schwarzes Lacktablett mit einer Rolle breitem weißem Bindband, einem Messer, einem Topf mit Alaun; Nadel und Faden, daneben ein Pinsel und eine Wasserkastanie. Yu-ying sprach ein Gebet zu Kuanyin. Dann gab sie May die Wasserkastanie in die linke und den Pinsel in die rechte Hand. Die Kastanie, so erklärte sie, sollte Mays Füße zart, der Pinsel sie schmal machen.

»Siehst du das weiße Band?«, fragte sie und griff das Ende der Stoffrolle. »Das ist der duftende weiße Pfad, auf dem du schreiten wirst. Dies ist die Reise vom Mädchen zur Frau.« Sie machte einen Schritt zurück und ließ das Leinen betörend wie ein Banner flattern.

May nickte bedächtig.

Yu-ying nahm Mays linken Fuß und trocknete ihn ab. Sie schnitt ihr die Zehennägel und puderte die Fußsohle mit Alaun. Dann nahm sie das Ende der weißen Binde, hielt es an die Fußwölbung, zog den Stoffstreifen über den Spann und weiter über die vier kleineren Zehen, bis diese sich unter die Fußsohle rollten. Nun wickelte Yu-ying die Bandage fest um die Ferse; dann wieder, mehrfach, in Achterschleifen, über Spann und Zehen. Nur der große Zeh lag noch frei. May spürte, wie unter ihrem Zehennagel das Blut pochte.

»Oh«, sagte sie erschrocken. Sie öffnete die Hände, dass Kastanie und Pinsel zu Boden fielen. Noch nie hatte die Mutter ihres Vaters ihr wehgetan. »Bitte, Großmutter!«

May wollte den Fuß fortziehen, doch Yu-ying hielt ihn fest und sah die Enkelin streng an.

»Habe ich nicht jedes Jahr an deinem Geburtstag deinem Schutzgott geopfert?«

May nickte.

»Und als du klein warst und nicht schlafen konntest, war ich es nicht, die deine Seele zurückgeholt hat?«

Wieder nickte May.

»Du darfst jetzt nicht sprechen«, sagte Yu-ying. »Solange ich dies hier erledige, musst du still sein.« Und dann nähte sie das Ende der Binde mit starkem Garn fest. Als sie links fertig war, begann sie mit dem rechten Fuß. Es war erstaunlich, wie viel Kraft in der kleinen Frau steckte.

Also schwieg May gehorsam, während die Großmutter ihr beide Füße einband. Schließlich zog Yu-ying ihr das erste Paar Übungsschuhe an. Am Ende befahl sie der Enkelin, aufzustehen und zu den Räumen der Mutter zu gehen. May aber rührte sich nicht.

»Ich kann nicht«, sagte sie. »Ich will nicht.«

»Oh, doch«, sagte Yu-ying. Sie zog May hoch und gab dem rotgoldenen Stuhl einen Stoß, dass er umkippte.

May landete hart auf dem Fußboden. Der Schmerz in ihren Füßen war scharf, wie ein Biss. Benommen schloss sie die Augen und sah dabei wieder die Hand der Großmutter, die mit der langen Nadel direkt durch ihre Zehen stieß.

»Geh«, befahl Yu-ying. »Es hilft nicht, wenn du nicht gehst.«

»Mir ist übel. Ich will zu meiner Mutter.«

»Dann steh auf und geh zu ihr.«

»Ich kann nicht«, sagte May.

Yu-ying zuckte die Achseln. Sie nahm Schüssel und Handtuch, das Messer, mit dem sie die Zehennägel ge-

schnitten hatte. Sie hob die Wasserkastanie und den Pinsel auf, die May beide fallen gelassen hatte.

»Bitte«, sagte May.

»Was?«

»Hilf mir.«

»Ja«, antwortete Yu-ying und verließ das Zimmer.

Es kostete May eine Stunde, bis sie in den Flügel des Hauses gelangte, den ihre Mutter bewohnte. Zuerst kroch sie, doch die Großmutter erwischte sie im Flur und zwang sie aufzustehen. »Keine Frau in meiner Familie kriecht auf allen vieren wie eine Schildkröte!« Yu-ying beobachtete, wie die Enkelin sich an einem kleinen Tisch hochzog. Als May immer noch keinen Schritt tat, stellte sie sich ihr gegenüber und zog den Tisch langsam weg. Wenn sie nicht umfallen wollte, musste May folgen.

»Wehe, du lässt los«, sagte Yu-ying. »Wenn du loslässt, binde ich alles noch fester. Und kein Ton mehr! Komm jetzt! Komm zu mir.« Sie schaute May an, schaute ihr fest in die Augen, unverwandt, und trippelte selbst Schritt für Schritt auf ihren winzigen Füßen rückwärts. Die Tischbeine quietschten jämmerlich über den Holzfußboden. May weinte stumm. Yu-ying hatte ihre Füße so gekonnt eingebunden, dass die Binden mit jedem Schritt tiefer in die Zehen schnitten.

»Jetzt tut es dir weh, Chao-tsing; morgen wird es dir auch wehtun, und übermorgen ebenso. Diesen Monat und den nächsten. In diesem Jahr wirst du Schmerzen haben, aber im nächsten wird es besser, und wenn deine Füße in die roten Schuhe passen, spürst du gar nichts mehr.« Beim Reden ging sie weiter rückwärts, zog den Tisch langsam mit sich zurück, und May folgte ihr wie ein Lamm. Sie ließ die Großmutter nicht aus den Augen.

»Wenn du erst erwachsen bist, wirst du eine Schönheit

sein. Deine Füße werden weit und breit die kleinsten sein, perfekt geformt wie Lotusblüten. Dein Gang wird vollkommen sein, der Gang der Schönheit; und wir werden deinen Verehrern erzählen, dass du nicht ein Mal gejammert hast, als deine Füße eingebunden wurden.« Sie waren am Ende des Flurs angelangt, und Yu-ying zog den Tisch nun in den Innenhof, der ihre Wohnung von jener der Schwiegertochter trennte.

»Sag, dass du nie geweint hast«, befahl Yu-ying. »Wiederhole: Ich habe nie geweint.«

»Ich habe nie geweint«, flüsterte May mit nassem Gesicht.

»Noch mal.«

»Ich habe nie geweint.«

»Lauter!«

»*Ich habe nie geweint.*«

»Hast du das gehört?«, wandte sich Yu-ying an Chu'en, die dazugekommen war; die zugeschaut hatte, als die alte Frau und das Kind sich langsam über den Fliesenfußboden fortbewegt hatten, das schwarze Tischchen zwischen ihnen. »Hier ist deine Tochter. Sie sagt dir, dass ihre Füße eingebunden sind und sie nicht geweint hat.«

Mit verschränkten Armen sah Chu'en die beiden regungslos an. Sie stand da, selbst mit eingebundenen Füßen – wie die beiden vor ihr – und kämpfte mit den Tränen. Sie wollte nicht weinen, May zuliebe nicht – sonst würde diese womöglich die Balance verlieren und auch weinen.

Schließlich standen beide vor ihr. Yu-ying nahm Mays Hände vom Tisch – musste sie wegziehen – und schob sie an Chu'ens Hüften. Sie rief nach einem Dienstboten, der den Tisch in den Flur zurückbringen sollte; und als dieser wieder fort war, betrachtete sie Schwiegertochter und Enkelin. »So«, sagte sie, »der Anfang ist gemacht.«

Chu'en biss die Zähne zusammen und verbeugte sich. »Danke, Mutter«, sagte sie.

Yu-ying nickte. »Vielleicht haben wir alle vor dem Essen ein wenig Ruhe nötig.«

In Chu'ens Schlafzimmer legte May sich mit der Mutter aufs Bett; beide umarmten sich und weinten, pressten die heißen, nassen Gesichter aneinander. Ihre Rücken bebten krampfhaft. Doch sie gaben keinen Laut von sich. Draußen bellte ein Hund; der Koch ließ einen Eimer in den Brunnen, und das Seil quietschte in der Rolle.

In jener Nacht, dem Vorabend des Festtags der Göttin der Gnade, kehrte Mays Vater nicht von der Arbeit heim. Stattdessen besuchte er den Polizeichef des Orts und spielte Poker und Mah-Jong mit ihm. Es dauerte also noch einen Tag, bis May ihm ihr Leid klagen konnte. Doch da stellte sie erstaunt fest, dass ihre Tränen ihn nicht rührten, sondern ärgerten. »Gejammer ist für Mutterohren«, sagte er und ließ sie stehen.

Was bildete sich seine Tochter ein? War Leid nicht das Los der Frauen? Er für seinen Teil genoss es, mit einer geschickten, zarten Frau verheiratet zu sein; einer, deren ganzer Fuß in sein Rektum passte – ihre linke Hand an seinen Hoden, die rechte am Penis, ihren Mund an seiner Eichel. Jeder Luxus hatte seinen Preis, auch das Haus und die Dienstboten. Irgendwann kam für jede Tochter der Tag, an dem sie aufhörte, ein verwöhntes, sorgloses Kind zu sein.

Jeden dritten Tag wurden Mays Füße gewaschen und frisch eingebunden. Jeden Monat trug sie kleinere Schuhe. Yu-ying besaß ein Lineal aus Elfenbein, mit dem sie Mays Füße maß. Es war nicht in Zoll eingeteilt, sondern in Grade der Lust, die Mays Füße eines Tages spenden würden. Wohlgefühl. Trost. Befriedigung. Entzücken. Seligkeit. Extase.

May gelangte von einer Stufe zur nächsten, während ihre Zehenknochen langsam, aber unerbittlich brachen. Die Haut an ihren Füßen verweste und wuchs neu. Ihre einst so starken Wadenmuskeln wurden weich; ihre Schenkel schlaff und breit.

Ein ganzes Dutzend immer kleinerer Schuhe trug May, bis ihre Füße in die roten Seidenschuhe mit den Schmetterlingen passten. Nachmittag für Nachmittag, wenn Yuying schlief, umarmten Chu'en und May einander und weinten. So vergingen die Jahre der Kindheit.

DANKSAGUNG

Die Autorin dankt Pamela Cannon, Stella Dong, Dawn Drzal, Janet Gibbs, Joan Gould, Nan Graham, Emily Hall, Colin Harrison, George Hayim, Kate Medina, Aziza Mowlem, Christopher Potter, Meaghan Rady, Joyce Ravid, Deborah Rogers und Amanda Urban.

INHALT

Schwimmstunden	9
Die Uhr des Zaren	17
Der Fußbindestuhl	31
Der Bauzug	40
Doppeltes Unglück.....	53
Erscheinungen	69
Die Sicht der Dinge vom Rücken des Gärtners.....	74
Kurze Geschichte eines Wunderkinds	86
Ein Löffel mit langem Stiel	94
Séance	107
Eine Schwäche für russische Offiziere.....	116
Besuch eines Freundes der Fußbefreiung.....	133
Flucht und Arrest.....	146
Eine Suchaktion	156
Glänzende, wertlose Münzen.....	160
Das Jahr der Fußsteuer	174
Rezept gegen Lispeln	190
Disziplin für Mädchen	200
Zehn auf einen Streich.....	215
Alles, was recht ist.....	220
Dolly macht Hausputz.....	228
Immer rundherum.....	239
Helden des Großen Krieges	248
Syntax und Symmetrie	265

Die Spanische Grippe.....	275
Trink das Wasser	285
Die Opiumfantasien einer Ratte	294
Das Familienoberhaupt.....	304
Gastfreundschaft	322
Sprachgewandtheit.....	337
Die sonnige Küste Frankreichs.....	343
Schuhe zum Laufen.....	354
Vorschlag	363
Spaziergang.....	370
Geburtstagsfeier	382
Die Bucht der Engel.....	385
Danksagung	398